

Gärten und Strassen [Ernst Jünger]

Autor(en): **Staiger, Emil**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **22 (1942-1943)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zusammenfassend ergibt sich aus diesen Ausführungen, daß das Verfahren in kriegswirtschaftlichen Straffällen grundsätzlich befriedigend geordnet ist, daß aber durch eine systematische Zusammenfassung der bisherigen Bestimmungen über das Untersuchungsverfahren unter Vermeidung von unklaren Verweisungen und mit Ergänzungen im Sinne eines bestimmtern Verfahrens und absoluter Sicherstellung des Rechts zur Verteidigung mit Einführung einer kurz befristeten Beschwerdemöglichkeit gegen alle Untersuchungshandlungen bestehende Mängel beseitigt werden müssen und auch eine Beschleunigung des Verfahrens herbeigeführt werden kann.

Ernst Jüngers „Gärten und Straßen“.

Von Emil Staiger.

Die neueren Schriften Ernst Jüngers sind mit einem chronologischen Verzeichnis seiner sämtlichen Werke ausgestattet. Nachdenklich ruht der Blick auf diesen Jahreszahlen und Überschriften:

1920 „In Stahlgewittern“, ein Kriegstagebuch, dessen unerschrockene Sachlichkeit wie damals so auch heute noch unser Staunen erregt;

1922 „Der Kampf als inneres Erlebnis“, ein Beitrag zur Psychologie des Kriegers und ein etwas überhitzter Protest gegen die Ideale der Humanität, insonderheit des Pazifismus;

1925 „Das Wäldchen 125“, eine bis in alle Einzelheiten ausgeführte Chronik der Grabenkämpfe von 1918;

1926 „Feuer und Blut“, ein wohlgelungener Versuch, die objektive und subjektive Darstellung des Kampfs zu vereinigen.

Mit diesen Büchern hat sich Jünger einen der ersten Plätze in der Reihe der Kriegsschriftsteller gesichert. Man mag ihn bewundern, ihm abhold sein. Übersehen darf ihn niemand, dem das Wesen des Krieges und der Nachkriegszeit zum Problem geworden ist.

Doch nun schlägt Jünger unvermutet eine andere Richtung ein. 1929 folgt „Das abenteuerliche Herz“, ein Tagebuch, das Stimmungen, Reize, Träume, seelische Experimente im Geist des „fin de siècle“ enthält, das in der Haltung an Baudelaire, Rimbaud und verwandte Naturen erinnert und uns durch seine hohe Kultur und gefährliche Eleganz überrascht. Wir sehen die Brücke noch nicht, die dieses Reich mit dem Reich des Krieges verbindet.

1932 aber legt Jünger den „Arbeiter“ vor, sein Hauptwerk, in dem die Gegensätze zur Einheit zusammengewachsen sind. Das abenteuerliche Herz und die Technik des modernen Krieges werden eins im Soldaten der Materialschlacht, einem neuen Typus des Menschen, dem nach der Überzeugung des Verfassers die Zukunft der Erde gehört. Im Arbeiter

schneiden sich die Linien von Leidenschaft und Mathematik. Die Dämonie der Urwelt und die Kälte des modernsten Bewußtseins schließen den unerwarteten Bund, dessen Kraft sich in der Geschichte unserer Tage furchtbar bewährt. Es konnte nicht fehlen, daß das Buch manchen Mißverständnissen ausgesetzt war. Wer es bejahen oder verwerfen zu müssen glaubt, hat es nicht begriffen. Denn hier wird nicht so sehr, wie man meinte, ein Ideal, ein Programm verfochten als ein Tatbestand beschrieben. Und gegen Tatbestände, die einer uns sehen lehrt, gibt es keine Berufung. Da sind wir höchstens aufgefordert, ihnen tapfer entgegenzublicken. Und dies hat Jünger selbst getan. Er hat die Zeichen der Zeit mit jener eisigen Sicherheit gedeutet, die nur ein über Wunsch und Hoffnung erhabener Todesmut — der freilich das Unmenschliche streift — verleiht.

1934 erscheinen sodann die „Blätter und Steine“, glänzende und inhaltsschwere Parerga und Paralipomena zum „Arbeiter“ und „Abenteuerlichen Herzen“, die manche noch schwebende Fragen klären und Räume der neuen Welt, die noch in einer Dämmerung lagen, erhellen.

Bis dahin meinen wir Jünger in einem stetigen Wachstum begriffen zu sein. Die nächsten Werke machen uns stußig.

1936 folgen die „Afrikanischen Spiele“, die Erzählung von dem Anaben, der zur Fremdenlegion ausreißt. Es fehlt nicht an kostbaren Episoden und unvergeßlichen Gestalten. Indes erweist sich klar genug, daß Jünger nicht erzählen kann. Das Einzelne tritt zu scharf hervor. Die Linie bricht sich in einem Staccato. Dergleichen darf man als Irrtum über das eigene Talent wohl hingehn lassen. Wenn aber das übernächste Jahr,

1938, nur eine zweite Fassung des „Abenteuerlichen Herzens“ bringt, so fragen wir uns doch, ob der Autor nichts mehr zu sagen habe. Das Buch präsentiert sich freilich in einer neuen, reineren Gestalt, derart, daß wir es wohl als Jüngers vollkommenstes Werk bezeichnen dürfen. Doch ein Rest von Enttäuschung, die die Wiederholung bereitet, schwindet nicht.

1939 endlich „Auf den Marmorclippen“, das Buch, das wohl am meisten zum Ruhm Ernst Jüngers beigetragen hat. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe dieser Schätzung zu erwägen. Wer Jüngers Schaffen überblickt, kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß der Verfasser noch immer von der Substanz der früheren Schriften zehrt. Mit einiger Strenge ließe sich sagen, er setze nur die Figuren und Capriccios des „Abenteuerlichen Herzens“ wie die Steinchen eines Mosaiks zu einer Erzählung zusammen. Manche Partien freilich sind von so geheimnisvoller Schönheit, daß wir immer noch nicht wagen, ein festes Urteil auszusprechen. Jüngers Bild bleibt in der Schwebe. Und nach wie vor erwarten wir mit Spannung, was nun folgen wird.

Da wird uns, 1942, „Gärten und Straßen“ beschert, „Aus den Tagebüchern von 1939 und 1940“, wie der Untertitel lautet (Berlin, Verlag Mittler & Sohn, 1942). Und nun gelangen wir allerdings zu einer höchst

unerfreulichen Klarheit. Es sei jedoch voraus bemerkt: Auch dieses Buch enthält eine Fülle bemerkenswertester Einzelheiten, überzeugendster Beispiele für die eigenartige Optik Jüngers — ich nenne den Abschnitt über Erasmus, die Worte über die Bitterkeit, die Schilderung der Bibliothek zu Laon. Auch dieses Buch ist glänzend geschrieben, verleugnet keineswegs den großen Stilisten, den wir in Jünger bewundern. Und doch, wir fühlen uns bald gepeinigt. Wir wissen nicht, was uns verdrießt. Und schließlich legen wir das Buch mit entschiedenem Widerwillen beiseite. Es ist schwer, sich in diesem Gefühl zu verstehen. So weit es möglich ist, sei es versucht.

Thematisch sind die „Gärten und Straßen“ von lebendigstem Interesse. Ein erster, kürzerer Teil berichtet über das neue Heim in Kirchhorst, ein stilles Leben, das der Pflege des Gartens und der Arbeit an den „Marmor-klippen“ gewidmet ist. Der zweite Teil enthält die Tagebuchnotizen aus der Zeit, die Jünger am Westwall und mit den deutschen Truppen in Frankreich zugebracht hat. Uebermals also finden wir den Verfasser der „Stahlgewitter“ und des „Wäldchens 125“ in der blutigen Landschaft des Krieges. Die Wiederholung, die das Leben ihm bereitet hat, schreibt er selbst dem Krebs in seinem Horoskop zu. Und es scheint, als habe er die Wiederholung noch eigens betont, indem er wieder zu Mittler, dem Verleger der ersten Schriften, zurückkehrt. Der Verlag versäumt denn auch nicht, Ernst Jünger auf dem Umschlag als „Dichter des Krieges“ seinen Lesern vorzustellen, mit einem Titel also, der durch die Werke der Reife doch längst überholt und wenn nicht falsch, so doch viel zu eng ist.

Nun könnte man sich freilich kein erregenderes Schauspiel wünschen, als Jünger wieder im Krieg zu sehn, bereichert durch ungemene Erfahrung, geprägt vom Geist der höchsten Kultur und mit Organen ausgestattet, von denen der junge draufgängerische Leutnant der Jahre 1914—18 sich kaum schon etwas träumen ließ. Was wird geschehen? Nichts geschieht! Jünger scheint nicht mehr imstande, etwas Neues aufzunehmen. Seine Welt ist festgelegt. Und das Ereignis, das uns allen schier den Atem verschlagen hat, ändert nichts an seinem Besitz und fügt nichts Wesentliches hinzu. Eine kleine Episode mag erleuchten, was gemeint ist. Jünger hat sich in seinem Abschnitt am Westwall eine Hütte gebaut. Während er das Meldebuch durchsieht, fällt sein Blick auf

„ein graues Gebilde von der Glätte der Felsenhaut, bestehend aus einem Schlangenhalse, der sich an seinem abgeschnittenen Ende bugartig wölbt, und einem Schlangenkopfe, der oberhalb der spitz bewehrten Kiefern in einen Menschenschädel übergeht. Es ist im Nackenansatz durch einen starken Nagel an die Wand geheftet, halb wie durch eine Zwinge angeklammt. Vom Halse spielt, wie auch vom Rinn, ein Flossensaum hernieder; man ahnt, daß diesen Hals ein sonderbarer und unbekannter Leib getragen hat.

Da ich derartiges noch nie so nah, so deutlich und so wach gesehen habe, zeichne ich es sogleich mit kurzen Strichen auf einen Meldeblock, der mir zu Händen liegt, und stoße dabei auf feine, sinnvolle Einzelheiten in der Anatomie, die sich dem ungeübten Stift entziehen. Auch fallen mir Züge des Leidens auf — mechanisch, stumpf und tief in sich verloren, wie sie solchen Wesen zu eigen sind.

Dann trete ich darauf zu, und alles verwandelt sich in einen Lappen aus grauer Wolle, der zum Putzen der Schüsseln neben dem Ofen am Nagel hängt.“

Ein durchaus ungegenständliches Sehen, das auf die Dinge überträgt, was im Bewußtsein längst bereit liegt. So aber sieht sich Jünger fast alles an, was ihm unterwegs begegnet, nur daß die kontrollierende Bewegung unterlassen wird. Seine Aufzeichnungen enthalten drum keine Beobachtungen mehr, sondern Projektionen des „Arbeiters“ und des „Abenteuerlichen Herzens“ in die französische Landschaft und die bunten Wechselfälle des Feldzugs. Alles dient nur zur Bestätigung. Sogar der Titel „Gärten und Straßen“ ist dem Titel der Studiensammlung „Blätter und Steine“ nachgebildet, bedeutet dasselbe Nebeneinander von Zartem und Hartem, dem Jünger schon früh delikateste Wirkungen abgewann. Und so durchaus! Was er seit Jahren entdeckt und geistreich gedeutet hat, das stellt sich ringsum wieder dar. Denn wer nur auf sich selber eingestellt ist, findet auch nur sich selbst. Wie schmerzlich ist es aber, diesen Autor so vorgenommen zu sehen, so ganz befangen in seinem Kreis und nur darauf erpicht, sich der Bewährung seiner Ideen zu freuen! Daß es der Feldzug in Frankreich ist, der ihn in solcher Verfassung zeigt, ein Schicksal, vor dem sowohl Freunde wie Feinde stumm den Hut abzunehmen oder die Hand an den Helm zu führen haben, vertieft den peinlichen Eindruck noch. Daß nichts die Selbstbespiegelung stört, daß nirgends Ergriffenheit fühlbar wird, daß eine vollkommene Ataraxie, mit leisem Behagen beinah, durchhält!

Geschähe dies im Getöse der Schlacht, so müßte man Jünger immerhin vom militärischen Standpunkt aus bewundern. Er würde als Offizier gewinnen, was er als Mensch verliert. Doch er ist mit seiner Kompagnie überhaupt nicht ins Gefecht gekommen. Vom ersten bis zum letzten Tag betrachtet er bloß die frischen Spuren des ungeheueren Geschehns und zeichnet sich dies und jenes auf, was ihm der Mühe, zumal der Mühe stilistischer Bearbeitung, wert scheint. Selbst wo er — ausnahmsweise einmal — von Grauen oder Erschütterung spricht, liegt aller Nachdruck auf dem Umstand, daß er, Jünger, der Verfasser des „Arbeiters“, erschüttert war. Seine Person ist der Mittelpunkt, auf den sich alles und jedes bezieht. Drum auch die häufigen Berichte von Lesern, die ihm Briefe schreiben, die ihn unterwegs erkennen. In jeder Hinsicht scheint Ernst Jünger sich selbst historisch geworden zu sein.

So mißt er denn auch jedem seiner Einfälle größte Bedeutung zu, und noch das Allergewöhnlichste wird in ein künstliches Licht gerückt. Was soll man sich denken bei folgendem Satz:

„Der Autor darf übrigens erwarten, daß in dem Briefe, den ein unbekannter Leser an ihn richtet, sich Zeichen äußern, wie sie mit dem Eintritt in ein Wirkungsfeld verbunden sind. So müssen Spuren, sei es von Belebung, Erregung, Dank und Heiterkeit, sei es von Schrecken, sichtbar sein. Auch muß man erkennen, wenn nicht die Zeremonien, die in der Residenz der Sprache am Platze sind, so doch den Willen, sie zu vollziehen, wie ungelent er sich auch äußern mag.“

Heißt das etwas anderes als: Wer als unbekannter Leser an einen Autor schreibt, muß höflich sein und bezeugen, daß ihm dessen Werke einen gewissen Eindruck gemacht haben? Das würde sich freilich zu sagen kaum lohnen. An solchen Stellen — und ihrer sind viele! — zeigt es sich, wie brüchig Jüngers neuere Prosa geworden ist. Die Prägnanz erscheint als Luxus, den er sich nicht mehr leisten kann.

Auch das Schreiben über das Schreiben zeigt wohl eine Verarmung an. Stilkritische Erwägungen möchte man lieber Gelehrten als Autoren vom Range Jüngers überlassen. Und wenn schon der Verfasser des „Lobs der Vokale“ Stilfragen prüfen will, dann dürfen wir wohl von ihm erwarten, was niemand zu bieten vermöchte als er. Nun zitiert er etwa folgenden Satz aus einer Biographie des Schauspielers Ludwig Devrient: „Es kam aber auch vor, daß das allzu betonte Fingerspiel ihm manchen Tadel eingetragen hat“. Ein Lehrer würde hier „manchen“ streichen und am Ende „eintrag“ setzen. Damit wäre die Sache erledigt. Jünger aber bemerkt dazu:

„Der Eindruck des Schiefen wird hier durch eine Überladung hervorgerufen, da die Stimmung des Ungenauen sowohl dem Hauptsatze wie dem Nebensatze aufgetragen ist, und so die doppelte Beleuchtung logisches Zwielficht wirft.“

Auch dies ist kein vereinzelter Fall. Noch unfruchtbarer sind die Zweifel, die sein eigenes Schaffen begleiten. Es mag von Interesse sein, einen Blick in die Werkstatt eines Meisters der Sprache wie Ernst Jünger zu werfen. Aber Bedenken, die jeder, der sein Deutsch pflegt, am Schreibtisch aufsteigen fühlt, gewinnen nicht an Bedeutung, auch wenn sie der Verfasser des „Arbeiters“ teilt.

„Bei der Arbeit fiel mir auf, daß ich im Aussparen des unbetonten & vielleicht zu peinlich bin. Es ist allerdings ein Unterschied für den Satz, ob es in ihm heißt „erfreuen“ oder „erfreun“. Indessen glaube ich, daß der Leser, wie ich es auch an mir beobachte, das unbetonte & der Endungen je nach Bedarf lieft oder unterschlägt. An jeder guten Prosa wirkt der Leser von sich aus mit. Insbesondere scheint mir dort

Vorsicht geboten, wo die Ausspargung dieses Vokals dem Wort einen ungewöhnlichen oder das Gedicht streifenden Charakter verleiht. Dasselbe gilt für die Umstellung von Wörtern innerhalb des Satzes aus Gründen der Gewichtsverteilung, auch hier steht dem Gedicht eine größere Freiheit als der Prosa zu."

Dergleichen gehört ins Atelier und kann auch dort nur in den inhaltslosesten Stunden wichtig werden. Wer es an der Öffentlichkeit in so gediegener Form verhandelt, muß alles, was ihm durch den Kopf schießt, für durchaus unvergleichlich halten. Freilich wird uns denn auch erklärt:

„Wenn ich meinen Stil bedenke, über den die Auguren streiten, so liegt das Eigentümliche an ihm wohl darin, daß noch ein Teilchen der alten Bilderwelt in ihm lebendig ist, ein Tropfen heraklitischen Salb-öls; alles andere ist Schaum der Zeit“.

Ein solches Urteil ginge sogar für das „Abenteuerliche Herz“ zu weit, auch für die „Marmorlippen“, obwohl Jünger meint, daß ihm darin „Seiten geraten“ seien, „die sich mit allem messen dürfen, was unserer Sprache je gelungen ist“. In den „Gärten und Straßen“ aber nimmt es sich wahrhaft vermessen aus. Hier liegt stilistischem Können ob, Erstarrtem den Glanz des Lebens zu leihen. Dahin gehört die „Flüchtigkeit“, die künstliche, die Jünger „auf die bereits perfekten Stellen noch aufträgt“. Dahin gehören Ausrufe, Anreden wie die folgende: „Ihr großen Abenteurer — dies wird euer letztes und größtes Abenteuer sein“. Wie sonderbar schulmäßig dieser Satz als Schluß des Abschnittes wirkt! Das Buch hat die fatale Kraft, die früheren Bücher zu entlarven. So fühlt man sich hier an den befremdlichen Anfang der „Marmorlippen“ erinnert, den Schluß des ersten Alinea: „Oh, möchte dieses Gefühl uns doch für jeden Augenblick des Glückes eine Lehre sein!“ Nein, das ist nicht Heraklit! Das ist ein Beispiel für den Konjunktiv im lateinischen Übungsbuch! Und wir bemerken mit einigem Trost, daß alle Kunst des Stils auf die Dauer doch nichts vorzutauschen vermag.

Jünger hat sich offenbar seit einiger Zeit erschöpft. Das wäre nach einer so großen Leistung begreiflich, und niemand dürfte ihn darum tadeln, wenn er es über sich brächte, zu schweigen und in Geduld der Stunde zu harren, die eine neue Blüte entfaltet. Denn kein Autor wird vor dem Publikum durch bedeutende Werke zum Schuldner. Wenn er aber sich und uns noch Reichtum vorzuspiegeln sucht, nachdem der verfügbare Schrein geleert ist, dann sind wir verpflichtet, ihm zu melden, daß seine Mühe vergeblich ist. Sonst könnte es geschehen, daß er sich selbst den Weg in die Zukunft versperrt. Man pflegt zu sagen, dem Heiligen entstehe die größte Versuchung daraus, zu wissen, daß er ein Heiliger sei. Ähnlich scheint es um Jünger bestellt, der aus einem der ersten Soldaten zu einem der ersten Schriftsteller geworden ist. Er sieht sich selbst in der Literatur und hüßt damit alle Bereitschaft ein, den offenen Blick für die Gestalten

des Lebens, deren er uns früher viele so glänzend beschrieben hat. Am 21. Mai 1940 schreibt sich Jünger auf:

„Trotz der frühen Stunde erwachte ich sehr glücklich, denn ich erfaßte, daß der Humus, aus dem mir das Wort erwächst, noch fruchtbar an uner schöpften Möglichkeiten ist.“

Wir hoffen und glauben, daß dem so sei. Erfüllen wird sich die Hoffnung nur, wenn Jünger das überwache Bewußtsein seiner selbst vor großen, ergreifenden Gegenständen wieder verliert.

Pfarrer Eduard Blocher †.

Von Gerhard Boerlin.

Dieses am 25. März 1942 verstorbenen Mannes auch in unserer Zeitschrift zu gedenken, ist ein Gebot der Dankbarkeit für die großen Verdienste, die er den Bestrebungen, zu deren Förderung auch jene seinerzeit gegründet worden ist, geleistet hat.

Er hat sein Leben auf einundsiebzigundeinhalbes Jahr gebracht, und es war angefüllt mit unermüdllicher Arbeit für das von ihm als wichtig Erkannte. Inwiefern dies auf dem Gebiete seines Berufes als Geistlichem lag, soll hier nicht erörtert werden. Es entzieht sich unserer Kenntnis und hat ihm auch nicht in der Öffentlichkeit die Bedeutung verliehen, wie sein Kampf für Erhaltung und Reinheit des deutschen Charakters unserer allemanischen Schweiz. Um ihn nach dieser Seite richtig zu verstehen, muß sich derjenige, der nicht in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts aufgewachsen ist und in den Grundzügen seine Bildung empfangen hat, deutlich vor Augen halten, daß es damals ebenso selbstverständlich war, sich nichts an der Überzeugung von der eigenen staatlichen Selbständigkeit abzumarken, wie in dem Glauben befestigt zu sein, daß die eigene Bildung in deutschem Erdreich gewachsen sei und hier ihre Nahrung und Sättigung finde. Wenn in der Studierstube nicht einzelner schweizerischer Gelehrten und sonst gebildeter Männer ein Bismarckbild anzutreffen war, so war das kein Bekenntnis zu deutschen Staatsgedanken, oder der Ausdruck einer Sehnsucht, in einem größeren deutschen Ganzen aufzugehen. Sondern es war ein unbetonter Ausfluß reiner Freude und Verehrung an und für einen der größten Vertreter deutschen Wesens. Nicht der Machtmensch stand dabei im Vordergrund, sondern der gewaltige Kämpfer, der germanische Rasse, die geistige und seelische Kraft, die er über ein großes Volk ausgeströmt hatte.

Das Eintreten Pfarrers Blochers für die deutsche Sprache hatte nicht den geringsten politischen Zweck, sondern entsprang der Erkenntnis des schlechtthin unermesslichen Wertes der Sprache für das geistig-seelische Da-